

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Sturm.

301

Roman von M. E. delle Grazie.

Als das Mädchen auf die Straße hinaustrat, schlug die Turmuhr gerade die vierte Nachmittagsstunde. „Um fünf kann ich zeh'n sein,“ überlegte Rosala. „leicht begegnet's ma a schon unterwegs...“ Sie lief, was sie laufen konnte. Der Frühlingshimmel lachte blau und wolkenlos auf sie herab. Blüten und Saaten grüntem. Alles lag so hell, so licht, so selbstverständlich da! Warum sollte gerade der Annalieje etwas gesch'hen sein? Wie die Rosala jetzt so zuversichtlich in den leuchtenden Gottesfrieden hineinlief, konnte sie selbst nicht begreifen, was ihr früher das Herz so schwer gemacht. Die Mutter hatte doch nicht ganz unrecht mit ihrem „Gepenz“!

Auf halbem Wege sah sie den gräßlichen Leibjäger. Er kam von der Dedung her und trug ein Stück zusammengerolltes Zeug in der Hand. „Wo hob' i so was Blobs nur schon g'seh'n?“ dachte die Rosala ganz nebenbei und ohne jedes Arg. Als der Jäger aber näherkam und merkte, daß ihr Blick an dem Zeug hing, ließ er es mit einem fast scheuen Ruck in seiner Saadtasche verschwinden. „Wird a Flonk'n für sei' Liabste g'west sein,“ dachte Rosala. „No, i muach ja niz g'seh'n hob'n!“ Nur nach der Annalieje hätte sie ihn gerne gefragt! Er kam ja von dort her, wenigstens der Richtung nach. Gerade nur ein Acker trennte sie noch von ihm. Er ging längs des Waldsaumes dahin, sie lief über die Wiesen her.

„Heiner!“ rief sie und winkte ihm, stehen zu bleiben. Er hatte wohl nicht gehört, denn plötzlich trat er wieder in den Wald zurück und verschwand hinter dem dichten Buschwerk. „No an Schnaß wird er moch'n woll'n,“ tröstete sich die Rosala. „Und do hob'n i' 's nit gern, wonn eahna wer über'n Weg rennt. No —“ sie kam ja auch allein weiter.

Der Heiner aber hatte die Rosala wohl bemerkt und als er sie winken sah, blieb ihm ordentlich das Herz steh'n. Denn er wußte ja sofort, um wen sie fragen wollte! Und den Bescheid konnte er ihr nicht geben; er nicht! Dazu fühlte sich der Heiner nicht „kuraschiert“ genug, wenn er auch ein Mann war. Denn was er da in seiner Tasche heimtrug — und sonst noch geseh'n an dem Ort, an dem er das Zeug gefunden... Ein Schauer lief ihm über den Rücken, wenn es auch ein Rücken war, der sich ebenso tief als geschmeidig krümmen konnte. Die Gänsehaut hatte er sich noch nicht abgewöhnt. Und einen Rest Gewissen hatte er auch noch, der Heiner, so viel er auch bisher beim gnädigen Herrn gesehen und mitangehört. Er war eben noch immer nicht „perfekt“, wie der Mexikaner von solchen Domestiken zu sagen pflegte. Nicht ganz auf der idealen Höhe, von der die Leibtrabanten eines großen Herrn noch verächtlicher auf die gemeinen Leute herabsehen, als die großen Herren selbst. Der dumme Keri konnte es nämlich noch immer nicht vergessen, daß er selbst gemeiner Leute Kind war.

Manches hatte er allerdings schon gelernt, und er hätte kein armer Teufel sein müssen, wenn ihn die Karriere des Mexikaners nicht geblendet hätte. Gar so hoch verstieg er sich freilich nicht in seinen ehrgeizigen Träumen. Wenn er es so weit brachte wie der Predal, war es ja noch immer schön genug! Der Predal hatte auch mit dem „Zutreiben“ begonnen. Nun sah er im Fett bis an die Ohren, hatte Geld und Hof und Schank. Weiter reichte auch der Ehrgeiz des Heiner nicht. Und weil er das eine wollte, durfte er eben auch das andere nicht scheuen. Das „Zutreiben“ machte ihn also schon lange nicht mehr rot. Aber — aber... wenn es ein solches Ende nahm! Und plötzlich schüttelte sich der Leibjäger Seiner Gnaden und rannte, rannte, was er nur rennen konnte. Bloß um endlich den Wald hinter sich zu haben und das unselige Zeug aus der Tasche. „Was der Mexikaner für ein Gesicht machen wird?“ dachte er dabei. Aber seltsam! Nicht einmal die Schadensfreude, die in dem hintersten Winkel der Bedientenleuten so oft einen großen Tag feiert — nicht einmal sie half ihm über dieses seltsame Grauen hinweg, das immer und immer wieder in seiner Seele emporstieg und ihm das zeigte, was er mit angststarrten Augen gesehen — dort,

am Wasser. Und plötzlich fing er wieder zu laufen an und lief, lief, bis er den Turmhahn des Vorowitzer Schlosses von der Höhe funkeln sah.

Der Mexikaner sah um diese Stunde gewöhnlich beim Wein, bei seinem „Speziellen“, wie er das Tröpfchen nannte, das ihm der Kellermeister Tag für Tag zur selben Stunde auf den Tisch setzte. Schlecht war er nicht, dieser Tropfen. Denn auch der Kellermeister war in der Schule des Mexikaners klug und weltkundig geworden, und ein dankbares Gemüt hatte er auch. Ließ sein Amt und die Laune des gnädigen Herrn ihm etwas Zeit, setzte er sich wohl für ein Stündchen mit seinem eigenen Glas in die Stube des Mexikaners und dann begann es dort zu „wildeln“, wie die Diener sagten. Sie hatten so vieles erlebt, die beiden Ehrener Männer! Und was noch zu erleben ihnen Gesundheit und Alter nicht mehr gestatteten, dafür hielten sie ihre „Erinnerungen“ schadlos. „Heut' laut'n i' wieder das Antoniglöck!“ pflegte der Kastellan zu sagen, der neben der Stube des Mexikaners sein „Gnadenbrot“ aß. Er war noch im Dienst der „Gräfin selig“ gestanden und selbst ein „beteter Mann“. Nun mußte er in hohen Jahren lernen, mit dem Teufel Tür an Tür zu haufen. Es war keine leichte Aufgabe.

Die Stube des Mexikaners füllte das Erdgeschloß des Turmes aus, der nach Norden das Schloß flankierte. Feu- und wilder Wein kletterten hoch über die Fenster empor und ließen ihre flatternden Ranken lustig im Winde spielen. Die Mauern hatten hier die Dicke einer Armlänge. So blieb es im Winter warm und im Sommer hübsch kühl und beides konnte der Mexikaner brauchen. Er war aichtisch und schlagfällig. Aber noch einen Vorzug hatte diese Stube. Von ihren Fenstern konnte man den ganzen Schloßhof überblicken. Zehen seh'n, der kam oder ging. Das war auch ein Vergnügen und meist sogar eines, das noch Geld trug. Denn wer hier kam, hatte meist ein Anliegen, und wer ging, eine Sache, die er halb und halb verloren gab. Wenn sich der Mexikaner aber einer solchen Bitte annahm oder eine solche Sache begutachtete, ging in der Regel alles merkwürdig rasch und glatt. So sah er wie eine alte, träge Spinne in seinem Turmloch und harrete der Beute, die ihm von selbst ins Netz flog. Und es waren nicht die dümmsten Leute, die sich von ihm eine gute Stunde beim gnädigen Herrn erkauften.

Heute war der gnädige Herr in bester Laune heimgekehrt. Und die gute Laune des Gebieters hatte sich auch für ihn bereits gelohnt. Zwei Bauern, deren Angelegenheit er gegen den Justitiär befürwortet, kamen mit heiserer Haut und ohne Ruße davon. Sie hatten es ihm reichlich zu Dank gewußt. Nun sah er da und ließ sich den „Speziellen“ noch einmal so gut munden. Nicht daß der Graf ihm deshalb „aufgefressen“ wäre. Der wußte sehr gut um die Sportel, die seinem Vertrauten bei einem solchen Handel in die Tasche fielen. Auch der Justitiär, dem der Mexikaner das eigene Geschäft verdarb, hatte „diesbezüglich“ schon manches unwillige Wort fallen lassen. Aber Seine Gnaden blieben „diesbezüglich“ :aub für jede Klage der entrüsteten Justiz. Ja, noch mehr... Seine Gnaden hatten von Zeit zu Zeit sogar einen „Mordspah“ an den Gallenkoliken der also um ihr Teil verkürzten Gerechtigkeit und trugen die, für das eigene „Haben“ ange drohten Schäden mit einer Art tomischer Wehmut. Der Mexikaner war eben klüger als der Justitiär, wengleich er niemals ein Kolleg über „praktische Philosophie“ gehört hatte. Da war nun einmal nichts zu machen. Er vermochte eben mehr, weil er — mehr wußte.

Der Wein mundete ihm also vortrefflich, und da sein Nachbar, der Kastellan, an einer schweren Lungenentzündung erkrankt war, fehlte nichts zu seinem Wohlbehagen. Wie lange kommt' es der alte Keri noch machen? Höchstens drei Tage! Dann war der letzte draußen, der ihn von Zeit zu Zeit noch die Verachtung süßeln ließ, mit der ihn die „Frau Gräfin selig“ behandelte. Ja, es konnte jetzt noch einmal so gemächlich hier werden!

Da klopfte der Heiner.

„Wer it's?“ gröhlte der Mexikaner. Er liebte es nicht, um diese Stunde gestört zu werden, und daß es nicht sein Freund, der Kellermeister, war, wußte er heute.

Langsam öffnete sich die Tür. „Schau, der Heiner!“

Er machte eine Pause und blieb sitzen, um dem Leibjäger

Zeit zu lassen, erst sein „Ist's erlaubt?“ anzubringen. In solchen Dingen hielt er auf „Distance“. Aber seltsam! Der Heiner machte heute so gar keine Umstände, vergaß sogar, die Kappe abzunehmen.

„Oho!“ dachte der Mexikaner. Aber da stand der lange Kerl schon vor ihm — todbleich, und legte eine blaue Weiberschürze und ein rotes Kopfstuch auf seinen Tisch nieder; ohne ein Wort zu sagen.

„No — o?“ machte der Mexikaner. Seine Hand fuhr unwillkürlich nach dem Zeug. „Ist ja ganz naß,“ rief er ärgerlich, „pfui Teufel!“

„Weil's auf dem Tisch rum'schwommen ist!“ gab der Heiner langsam zurück. Er leuchtete noch immer von dem raschen Lauf und die Hand, die auf dem Gewehrriemen lag, bebte.

„Und was soll denn ich damit?“ fuhr der Mexikaner auf. Die seltsame Haltung des Kerls begann ihn allmählich zu reizen.

Aber der Heiner ließ sich heute nicht imponieren, absolut nicht. Und während er dem Unwirschen das dümmste Bauerngesicht entgegenhielt, das dieser seit langem gesehen zu haben meinte, erwiderte er lakonisch: „Ich kann das doch nicht dem Herrn Grafen sagen!“

„Was kann er dem Grafen nicht sagen?“ Das kam schon um vieles vorsichtiger heraus und leiser. Und ein Unbehagen, das plötzlich aus den dunklen Tiefen seines Innern emporstieg, machte ihn noch vorsichtiger. Weibersachen, da konnte man ja nie wissen . . .

Der Heiner sah noch einmal zurück, ob die Tür auch wohl geschlossen wäre. Und nachdem er aufs neue tief Atem geholt, murmelte er verstört: „No, daß sich Tillys Annalies ertränkt hat!“

Der Mexikaner war sonst heikel auf seine Beine; denn wie gesagt, er hatte die Sicht drin und weil die gerade im Frühling immer besonders arg kam, mußte er sich bei jeder Bewegung gar sehr in Acht nehmen. Diesmal aber fuhr er mit beiden Füßen zugleich empor. „Hol's der Teufel!“ brüllte er gleich darauf vor Schmerz und sah den Heiner an, als ob der ihm nun aus Mitleid etwas anderes sagen sollte? Doch der Heiner verzog keine Miene und nahm auch nicht ein Wort zurück. Also schien die Sache wahr.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Meisterin.

28]

Von August Friedrich Krause.

„'s Reithäkel is sie, die Anna, na geß?“ fragte sie, als sie der Gelähmten gegenüber Platz genommen hatte.

„Wir haben sie nicht asu gehalten, der selige Krimke und ich!“

„Hat sie schon ans Heiraten gedacht?“

„Ach je, dobermiete hat's noch Zeit. Angeboten haben sich ihr schon genug; aber Du weiß ja, wie's geht: amal paßt das nich und amal jenes!“

Die Rothern nickte.

„Wie alt is sie denn?“

„Dreißundzwanzig wird sie auf Johanni!“

„Da wär sie nich zu alt für mein'n Paule!“

Nur kurz und von der Seite her ließ die Bäuerin ihren aufmerksamsten Blick über das Gesicht der andern gleiten, tat aber, als wäre in der Bemerkung nichts Besonderes:

„Zu alt grade nich,“ wich sie aus.

„Hätt'st Du sonst was dagegen?“

Auf diese direkte Frage sah die Gelähmte ihr offen in die Augen:

„'s wär schon manches!“

„Was wär denn das?“

„A bissel jung zum Heiraten is er noch, der Paule!“

„Ich kann nich warten, bis er älter is!“ entgegnete Frau Rother rauh.

„Warum preßiert Dir'sch denn asu?“

„Mir sikt der Tod auf'm Nacken!“

„Fesst, Rothern,“ rief die Bäuerin erschreckt und haschte, sich vorbeugend, mit ihrer gesunden Linken nach den lässig im Schoß ruhenden Händen der Meisterin.

Fest, aber mit ruhigem Blick, sah die ihr in die Augen:

„Da das eine hab' ich noch in die Richte zu bringen, dann kann ich gern sterben.“

Die Bäuerin, auch schon vom Tode gezeichnet, starrte, den Schreck im Herzen, die andere entsetzt an. Sie wollte noch nicht sterben, sie noch nicht! Sie hatte noch viel zu richten auf Erden!

„Sieh od, Krimken,“ fuhr die Meisterin fort für ihren Sohn zu werben, als hätte sie Eile, ihr Vorhaben zu Ende zu bringen, „der Paul hat viel von se'nem Vater. Wenn der nicht eine harte

Hand kriegt, da wird er schlecht. Dein Mädlel, die wär' die rechte für'n, glaub ich. Die weiß, was sie will und kann was sie will. Die hat die rechte Hand für'n und's rechte Gerze auch.“

Noch immer ganz verstört, nickte die Gelähmte zu allem:

„Zu, ju, ju! Du hast ju recht!“

„Hätt'ste sonst noch was gegen a Paule?“

„Nee, nee, juste nicht!“ wehrte die Bäuerin und mußte immer nur, Tränen in den Augen, die dem Tode Geweihte ansehen, so erschüttert hatte sie, was sie vernommen. Und ganz vergessen war, daß ihr vorhin viel mehr auf dem Herzen gelegen, als die Jugend des Burschen.

„Wärste da einverstanden?“ fragte die Rothern aufatmend.

„Wenn die Anna will!“

„Die können wir ja fragen!“

Ehe sie aber die Hausstochter rief, legte sie der Krimke-Bäuerin ihre Geld- und Geschäftsverhältnisse bis ins einzelne vor und ließ sich berichten, was die Braut mit in die Ehe bringen würde.

„Es muß alles seine Richtigkeit haben,“ erklärte sie, und damit war auch die Bäuerin einverstanden, die über diesen Verhandlungen ihren Schreck wieder vergessen hatte.

Als die Mutter dem Mädchen auseinandersetzte, was sie mit der Meisterin besprochen hatte, richtete es die ernstesten, klaren Augen fest auf die Werberin.

„A Paule?“ fragte es zweifelnd.

„Zu, a Paule,“ bestätigte die Gelähmte.

Da schüttelte die Anna langsam den Kopf.

„Ich mag der Glück-Grete nich ins Gehege kommen.“

Die Mienen der Frau Rother umfinsterten sich.

„Das hat a Ende,“ stieß sie hart hervor, „ein für allemal!“

Aber der Jungen blieben die Zweifel.

„Ich hab die beiden amal gesehn mit'nander,“ berichtete sie mit leiserer Stimme, und eine feine Röte stieg ihr ins Gesicht bei der Erinnerung, „da mag ich mich nich dazwischen drängen.“

Fest preßten sich die schmalen Lippen der Meisterin aufeinander, und ihre Augen bekamen dunkleren, härteren Glanz.

„Wenns doch nu aber a Ende hat,“ redete die Gelähmte zu.

„Das Ende hat bloß die Mutter gemacht, nicht der Paul!“

Da quoll jäh die Angst in der vielgequälten Frau über, daß die Anna auf ihrer Weigerung beharren könnte, und die schlaff herabhängende Hand der Jungen fassend, flehte sie, ihrer selbst laum mächtig:

„Tu mir das nicht an, Anna, daß Du nein sagst! Um Gottes willen, tu mir das nicht an!“

Und ein kurzes, hartes Aufschluchzen, wild und verzweifelt, würgte sich aus ihrer Kehle.

Erschreckt, fast befremdet von dem Ausbruch der Rasten, Verschlossenen trat das Mädchen einen Schritt zurück.

Aber schon hatte die Meisterin sich wieder in der Gewalt. Ihre Mienen, über die noch soeben die Angst geflammt, waren schon wieder so kalt und unbeweglich wie immer.

Sie stand auf, und in ihrer ganzen Haltung war derbe Entschlossenheit:

„Er soll selber kommen zu Dir und sagen, daß 's a Ende hat mit der Grete.“

Ganz dicht trat sie vor das Mädchen hin und sah ihm fest in die Augen:

„Willst'n dann nehmen?“

Die Anna aber schlug den Blick nicht nieder, wie alle sonst taten, die das Auge der Meisterin so bannte, und ein paar Sekunden standen die beiden Frauen sich schweigend gegenüber, jede tief in der Seele der anderen grabend, bis das Mädchen endlich die Antwort fand:

„Dann ja!“

Die Mutter sah ihre Tochter verwundert an:

Die hat ja denselben harten Ton in der Stimme wie die Rothern, dachte sie.

11.

Am Abend desselben Tages noch, an dem die Meisterin bei der Krimke-Bäuerin gewesen und für ihren Sohn um die jüngste Tochter gemorben, hatte sie eine Unterredung mit dem Paul. Der war wie aus den Wolken gefallen, als er hörte, welchen Gang die Mutter am Nachmittag für ihn unternommen.

„Die Krimke-Anna?“ fragte er und war dabei totenblau im Gesicht.

„'s is a gut Mädlel,“ lobte die Mutter, „und tüchtig is sei. Die wird Dir a Hausstand gut in Ordnung halten!“

Und sie erzählte, wie sie auf dem Krimke-Hofe alles so blüh-sauber und ordentlich gefunden habe, keinen Fleck auf den Dielen, kein Stäubchen auf den Möbeln. Und alles habe die Anna zu schaffen; die alte Bäuerin könne doch nichts mehr tun, und der jungen, der Frau vom Sohne, läge die Viehwirtschaft genug auf, daß sie um das Hauswesen sich nicht kümmern könne. Eine schöne Ausstattung besäme die Anna auch und ein gut Stück Geld noch obendrein.

„Ich heirat' noch nich!“ stieß der Paul plötzlich hervor, ohne dabei die Mutter anzusehen, und die Blässe seines Gesichtes wechselte jäh mit tiefer Röte, die bis in den Nacken hinabstrahlte.

Auch die Mutter wußte, woran er dachte.

„In einem Vierteljahr oder schon eher bist Du alleine, da brauchst Du eine Frau, die Dir Dein bissel Gelumpfe zusammenhält!“

erschrocken, daß auch sie es wußte, die er ahnungslos wähnte, sah der Paul auf.

„Alleine?“ fragte er mit zitternder Stimme.

„Ja, dann bin ich nicht mehr!“

Und sie sah ihn an mit einem stillen, tiefsten Blick, der ihm in die Seele drang.

Ein würgendes Schluchzen stieg ihm in die Kehle, und sich tief nach vorn überbeugend, stützte er die Ellbogen auf die Knie und barg das Gesicht in beiden Händen.

„Ich kann nicht, Mutter!“

Dampf und gepreßt wie verhaltene Schreie quollen die Worte zwischen den Fingern hervor und suchten den Weg zum Herzen der Mutter.

Den fanden sie auch; aber die harte Frau ließ sich nichts merken, nur die Augen wurden dunkler, als wären Tränen darüber gegangen.

„Warum nicht?“ fragte sie härter, als sie wollte.

Da brach es mit der Kraft der Verzweiflung aus ihm heraus:

„Die Grete will ich!“ schrie er auf und schüttelte wie im Krampf die Fäuste. „Da die Grete will ich, sonst keine!“ Und seine Augen glühten im düsteren Feuer eines leidenschaftlichen Schmerzes.

Die Kranke schwieg und preßte die Lippen fest aufeinander, daß kein unbedachtes, törichtes Wort aus dem wehen Herzen entschlüpfen konnte, und aller Kampf, so unsäglich schwer er auch war, spielte sich völlig im verborgensten Innern ihrer Seele ab.

Das unbewegliche Gesicht der Mutter wühlte in dem Burschen vollends allen Schmerz auf. Zu ihren Füßen warf es ihn nieder; den Kopf in ihrem Schoß bergend, schluchzte er auf in verzweifeltem Weh.

Leise und zag, als schäme sie sich dieses Tuns, strich sie dem Sohne über das Haar, und heimlich glommt dabei in ihren Augen ein heißes Leuchten auf, und ihr Blick verlor sich in fernste Fernen. Wieder und wieder ging schen die harte Mutterhand über das weiche Haar, und in dieser Berührung, die ihm so unsäglich wohl tat, daß sein Schluchzen zum Weinen wurde und alle Wildheit verlor, strömte die große Liebe dieses verschlossenen Mutterherzens in ihn über, beruhigte und milderte seinen Schmerz.

In dieser Stunde erzählte sie ihm ihr Leben, was sie gelitten und was sie gelämpft, einzig für ihn, und redete auch von dem, was der Schuster ihr angetan und warum sie Todfeinde geworden.

Es war, als ob sich bei diesem Erzählen zum ersten Male ihr Herz ganz zu öffnen vermöchte: in ihren schlichten, von einer leisen, ruhigen Stimme gesprochenen Worten schwang ein feiner Unterton mit, der dem in tiefster Seele Aufgewühlten eindringlicher machte, wie bitter sie gelitten hatte, als alle Worte je vermocht hätten.

Alle Erinnerungen seiner Jugend lebten bei ihrem Erzählen wieder in ihm auf; Erlebnisse, die er hingegenommen und behalten, weil sie ihm weh getan oder sonstwie Eindruck auf ihn gemacht hatten, belamen ihn nun erst Sinn, und manches lernte er deuten, was bisher ihm dunkel geblieben war. Auch von der Mutter selbst bekam er ein anderes Bild, das ihm in einem neuen Glanze in dem verklärten Schimmer ihrer Liebe strahlte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus freund Lampes Leben.

Von C. Schenkling.

Menschen, Hunde, Wölfe, Luchse, Ragen, Marder, Biesel, Füchse, Adler, Uhu, Raben Krähen, Jeder Habicht, den wir sehen, Elstern auch nicht zu vergessen: Alles, alles will ihn fressen —

den Hasen nämlich. Die Zeit hat begonnen, in der die Grünröde und Sonntagsjäger hinausziehen, diesem bekanntesten unter den jagdbaren Tieren nachzustellen, und — das weiß Meister Lampe ganz genau.

Wenn die Ernte in vollem Gange ist und die Hasen von einem noch mit Frucht bestandenen Acker zum anderen getrieben werden, rüden sie mit wenigen Ausnahmen in den Busch. Erst bei eingetretener Ruhe, im Oktober, trifft man sie auf dem Sturzgader wieder an, und weniger der Laubfall in Wald und Gahn, als vielmehr die Reizung, den Ort, wo sie geboren, wieder anzufressen, führt sie dahin. Es ist wohl als sicher anzunehmen, daß ein jedes einigermaßen höher angelegte und mit freiem Willen bis zu einem gewissen Grade begabte Tier ein Heimatgefühl, eine mehr oder minder große Anhänglichkeit an die Stätte seiner Geburt hat. Wie rührend! wird ein empfindsam Gemüt sagen. Empfindlichkeit kennt die Natur aber nicht, und wenn es bisweilen auch so scheint, so braucht man nur näher hinzusehen und wird finden, daß ganz andere Dinge dahinter stecken. So auch in diesem Falle. An dem Orte, wo das Häschen geboren wurde und aufwuchs, da wurde es unbewußt und spielend gewissermaßen vertraut mit den umgebenden Verhältnissen, in die es durch die kluge Wahl der Alten gesetzt wurde. Könnte es hier bleiben, so hätte es nicht nötig, mühselig neue Erfahrungen zu sammeln und

sich in neue Verhältnisse zu schicken, was doch immer mit größeren und kleineren Unbequemlichkeiten verbunden ist, die ein jedes Lebewesen nach Kräften zu umgehen strebt — soweit dies eben möglich. Solch gemüthliche Zustände, wie sie uns Gustav Schwab in seinem bekannten Gedicht schildert, gibt's längst nicht mehr. Das Kind weilt nur in den seltensten Fällen mit der Urahn unter einem Dach; die Familie wird zerplittert. So ist's auch der Hasenfamilie ergangen. Ein Teil, und zwar der weitaus größte, hat seinen Sitz in freien Feldern beibehalten, ein zweiter ist in die an ausgedehnten Feldbreiten grenzende Gehölze gezogen und ein dritter hat im Walde Unterschlupf gesucht und gefunden, daher man die Hasen nach ihrem Aufenthaltsorte in Feld-, Busch- und Waldhasen unterscheidet. Diese Einteilung ist allerdings nicht ganz zutreffend, wiewohl in ausgedehnten Waldungen Hasen leben, die nie das Feld aufsuchen und als sogenannte Holzhasen eine größere Statur erreichen.

Als eigenliche Heimat des Hasen möchte Deutschland zu betrachten sein; außer diesem vielleicht Ungarn und die unteren Donauländer. Hier bevorzugt der Hase die Ebenen, in welchen Ackerbau und Viehzucht betrieben werden und es an Bersteden, Gebüsch und Feldhölzern nicht fehlt. Die hasenreichste Gegend Deutschlands ist das Gebiet der unteren Saale und mittleren Elbe, für Oesterreich wäre als solche Böhmen anzusehen. Nächst diesen Landschaften sind ihres Reichthums an Hasen wegen zu nennen: Anhalt, Schwaben, das Königreich Sachsen, die sächsischen Herzogtümer, die Provinzen Schlesien und Sachsen und das Königreich Bayern. Sonst ist der beliebte Rager über alle europäischen Länder des Mittelmeeres verbreitet. In vorwiegend bewaldeten Gegenden tritt er spärlicher auf, in ausgedehnten Waldkomplexen nur selten. Belliges Hügelterrain bewohnt er gern, in höheren Lagen kommt er dagegen kaum mehr vor. Obwohl er im Kaukasus bei 2000 Meter und in den Alpen bei 1600 Meter Höhe noch lebt, ist er im bayerischen Oberlande doch schon bei 1000 Meter nur ausnahmsweise anzutreffen und weicht über diese Grenze gar bald seinem weißbrüchigen Vetter, dem Schneehasen.

Der Hase ist der Galan der Wildbahn. Wohl hat ihm Mutter Natur als Bonvivant Hutweilig. Solange des Winters strenges Regiment ihm nicht das Mitleiden fähig, ist er jederzeit bereit, der Natur ein Schnippchen zu schlagen, und wenn er gute Aesung an Winterraps und Klee findet, beginnen seine Liebesleiden bereits anfangs Januar. Wenn auch die Furcht der Hauptcharakterzug der Hasen ist — aus welchem Grunde ihn Vater Linné timidus, d. i. der Furchtsame nannte —, so ändert sich das Bild, sobald die Minnezeit da ist. Hat sich ein Pärchen zusammengefunden, so beginnt eine verliebte Rederei ohne Ende mit Streicheln und Küssen, mit drolligen Wettkampf und Hakenslagen. Bald findet sich ein Nebenbuhler ein, und vier, fünf Rivalen salzen aufeinander los, purzeln übereinander, machen Stegel und Mäntchen, beginnen von neuem den Kampf und bestreiten sich daran mit so kräftigen Ohrfeigen, daß (nach der landläufigen Redensart) die Haare fliegen. Ganz harmlos verlaufen allerdings diese Kämpfe nicht immer. Der Jägertweil sind zahlreiche Fälle bekannt, daß sich nicht nur die Rammier ernstlich gefährdet hatten (Verlust der Seher usw.), sondern auch die Umworbene das Opfer der Raufereien wurde.

Nach vierwöchiger Tragzeit setzt die Häsinn in ein mit Wolle, Laub und Gras ausgepolstertes Lager ein bis zwei Junge; das zweitemal sind es drei bis fünf, das drittemal zwei bis drei, das viertemal zwei. Selten erfolgt im September noch ein fünfter Satz. Die Häsinn ist zwar keine zärtliche Mutter, doch ist sie mitunter auch der Aufopferung für ihre Jungen fähig. Nicht nur die listernen Krähen und der listigen Fuchs verreibt sie; sie wagt sich sogar an den Menschen. Der bekannte Jagdschriftsteller v. Thüngen erzählt darüber folgendes: „Beim Mähen eines Gerstenfeldes fanden die Schnitter ein Junghäschen. Einer der Arbeiter bückte sich nieder und ergriff das Tierchen bei den Löffeln, um es aufzunehmen. Da fuhr aus der noch ungemähnten Gerste die Häsinn, sprang und warf sich wiederholt an den Mann, um ihn anscheinend zu veranlassen, das Junge freizugeben. Auf Zuruf des Besitzers ließ der Schnitter das Häschen los und kaum war dies geschehen, als die Häsinn auf das Kleine zusprang, es mit den Zähnen im Nacken packte und in rasender Eile davonlief.“ Und wenn der Leichtsinns der Mutter wirklich so groß wäre, wie vermöchten dann die kleinen, ganz hilflosen Tierchen, die man gleich jungen Vögeln in den Nesten nebeneinander sitzen sieht, ihr Leben zu fristen? Oft erblicken sie zu einer Zeit das Licht der Welt, wo weit und breit noch kein grünes Hälmchen sproßt, das zart genug wäre, um von ihnen verzehrt werden zu können. In dieser Hinsicht bedarf noch ein Punkt der Aufklärung: Es hat nämlich bisher noch keinem Waidmann und keinem Naturforscher gelingen wollen, genau festzustellen, wie lange das Junghäschen sich an der Muttermilch labt.

Es ist hier wohl die geeignetste Stelle, einiges über die bei Hasen so häufig vorkommenden Anomalien und Mißgeburten zu sagen. Diese sind namentlich Färbungs- und Zahnbildungsanomalien. In jene Gruppe gehören schwarze Hasen (eine nur höchst selten vorkommende Varietät), rötliche Hasen (die namentlich im Darmstädtischen vorkommen und vereinzelt rote Pupillen haben), grau- und weißgefleckte Hasen, solche mit weißer Bläse und weiße Hasen, die wiederum seltene Erscheinungen sind. Von diesen hellen Abweichungen, Leucismen nennt sie die Wissenschaft, enthält die

Sammlung der Forstakademie Eberswalde zwei Stück, ein fennelgelbes und ein weißgelbes, während Charand ein vollständig reinweißes Exemplar besitzt. Mißgeburten, besonders solche mit abnormer Zahnbildung, kommen nicht selten vor; es sind dann die Schneidezähne außerordentlich entwickelt und stehen gleich den Fängen des Hundes aus dem Geäße heraus. Hasen mit zwei Köpfen, drei, fünf oder mehr Läusen bezw. Laufftumpfen sind keine Seltenheiten. In einer Konditorei der märkischen Stadt Gransee ist ein ausgestopfter Hase zu sehen, auf dessen außerordentlich starkem Kopfe drei Löffel stehen, der außerdem zwei Hinterleiber, sechs Läufe auf dem Rücken und an der Stelle, an welchem sich die beiden Hinterleiber trennen, noch zwei weitere Läufe und zwei Löffel hat. Das Naturalienkabinett der Eberswalder Forstakademie enthält ein Exemplar mit einem außerordentlich großen Seher in der Mitte des Kopfes (Zyklopenauge), vier Löffeln und sieben Läusen. Gelegentlich wurde einmal auf einem Acker von einem Arbeiter aus Versehen ein Junghäschen totgetreten, das eigentlich aus zwei Individuen bestand, die gleich den siamesischen Zwillingen durch das Brustbein miteinander verbunden waren. „Gehörnte Hasen“ aber gehören in das Reich der Fabel und wenn Niedinger in seinen Kupferstichen (Augsburg 1704) Darstellungen solcher bringt, so geschah dies eben im Aberglauben seiner Zeit. Die damals herrschende Begierde nach Seltenheiten ließ unredliche Spelulanten solche Nachwerke herstellen, indem sie normalen Hasenschädeln Spiehergehörne, wohl auch abnorme Rehgehörne aufsetzten und höchstwahrscheinlich mit einem ansehnlichen Gewinn an den Mann brachten. Die den Objekten hin und wieder mitgegebenen Urkunden sind natürlich ebenso echt wie die Köpfe selbst und werden wohl von sonst redlichen, aber selbst getäuschten Zeugen ausgestellt worden sein.

Der junge Hase entfernt sich selbst wenn er schon mehr als halbe Größe erreicht hat, selten weit von seinem Geburtsort und kommt, von Hunden verfolgt, immer wieder dahin zurück. Ueberaus belustigend sind die Sprünge, die man ihn ausführen sieht, wenn er, schon etwas älter, abends mit seinesgleichen am Feldrande spielt. Diese Sprünge, die mit Kreislaufen und Wälzen abwechseln, scheinen Neugierungen des Wohlbehagens zu sein, und an ihnen berauscht sich das Tier oft so, daß es seinen schlimmsten Feind, den Fuchs, überhört.

Das ganz junge Häschen nennt der Weidmann „Quarthase“; ist die zweite Hälfte des Wachstums erreicht, so ist der Hase „halbwüchsig“; dann wird er zum „Dreiläufer“, zuletzt zum „Kammler“ und „Sehhase“. Am Abend verläßt der Hase sein „Lager“ und „rückt ins Feld“, „um sich zu äßen“; morgens „rückt er ins Holz“, Wird er verfolgt, so „schlägt er Hasen“. Während er „Weide nimmt“, macht er oft „einen Kegel“ oder „ein Männchen“. Ist ein Raubtier hinter ihm her oder ist er trank geschossen, so „kragt“ er. Hat er sich durchs Getreidefeld einen Gang gebissen — er tut dies, um nicht vom Tau durchnäßt zu werden — so nennt man diese Spur „Hegenstiege“, der abergläubische Bauersmann schreibt das Werk einem Wilmenjannitter zu, einem nächtlichen, elbischen Wesen.

Zufolge der Streckenberichte müssen, wie bereits angedeutet, in einzelnen bevorzugten Jagdrevieren geradezu Unmengen von Hasen vorkommen. Es werden dortselbst an manchen Jagdtagen mindestens 1000 Stück zur Strecke gebracht, in einzelnen Revieren sogar das doppelte. Trotz alledem würde es noch weit mehr Hasen geben, wenn die Feinde des armen Lampe nicht Legion wären. Der unbergeliche Wildungen hat sie in einem Verschen so schön zusammenzustellen gewußt, daß ich mir nicht verlagern konnte, es diesem Beitrag voranzuschicken.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Alle „wahrhaften Deutschen“ müssen sich doch aufrichtig an Rudolf Franz erfreuen, nur weil er „Die schönsten Märchen für die nationale Kinderwelt“ im Sinne des wahrheitsliebenden Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie bearbeitet und das Buch mit entsprechenden Zeichnungen von Reinhold Pfeiffer geradezu im — sozischen Verlag von G. Virl u. Co. in München herausgebracht hat. Den „sozialdemokratischen Historikern“ Jakob und Wilhelm Grimm geschah es recht damit; aber noch rechter den „Noten“ selbst. Jedes Patrioten-gemüt muß es mit Genugtuung erfüllen, hier schwarz auf weiß bestätigt zu sehen, wie verworfen diese „Genossen“, wie hochedel hingegen der deutsche Bürger ist, der zu Gott und seinem angestammten Herrscherhause Treue im leuchtenden Wusent bewahrt. Mit diesem Französischen Märchenbuch in der Hand wird es dem Reichsverband ohne weiteres gelingen, die rote Flut zu vertreiben. Im gleichen Maße aber sollten auch die so bitterböse verhöhneipellen Sozi das Büchlein lesen. Daß sie, die so aller „anständigen“ Tugenden im Sinne der Reichsverbändler bar sind, sich giften werden, ist leider nicht zu befürchten. Eher das Gegenteil: — sie werden ein homerisches Gelächter anheben von Sonnenaufgang bis zum Sonnen-niedergang.

Physiologisches.

Alkohol und Tuberkulose stehen in einem sehr beachtenswerten Zusammenhang, wie Prof. Dr. Taub. Raitinen

aus Helsingfors in den „Beiträgen zur pathologischen Anatomie“ nachweist. Er gelangt hier zu dem Schluß, daß der Genuß von Alkohol die Entwicklung der Tuberkulose im tierischen Organismus merklich begünstigt, da die mit Alkohol versorgten Tiere der Infektion viel leichter erlagen als solche, die statt Alkohol Wasser bekommen hatten. Schon im Jahre 1910 hatte Kern festgestellt, daß der Alkohol eine schädigende Wirkung auf die Nachkommenschaft ausübe, indem er ihre Lebensfähigkeit vermindert und den Verlauf einer Tuberkuloseinfektion in ungünstigem Sinne beeinflusst. Die in dieser Hinsicht gleichzeitig am Menschen angestellten Versuche, die in den Statistiken der einzelnen Länder verarbeitet worden sind, ergaben dasselbe Resultat. Die nur von einigen wenigen Autoren bezirkelte Anschauung, daß der Alkohol die Tuberkulose nicht direkt begünstige, sondern durch die von ihm verursachten sozialen Mißstände, wie Armut und schlechte Wohnungen, erst mittelbar die größere Infektionsmöglichkeit und damit die Verbreitung der Tuberkulose bewirke, steht zwar nur vereinzelt da, hat aber doch sehr viel für sich.

Raitinen studierte nun besonders die Wirkung der Kleinen, allgemein für „unschuldig“ gehaltenen Alkoholmengen auf Versuchstiere und ihre Nachkommenschaft, die er an dreißig Kaninchen und vierundzwanzig Meerschweinchen ausprobierte. Von den Tieren, die Alkohol bekamen, sind trotz der relativ geringen einverleibten Mengen während der Beobachtungszeit mehr Individuen der Tuberkulose zum Opfer gefallen als von denen, an die statt Alkohol Wasser verfüttert worden war. Am Ende des Versuchs waren bei den Kaninchen von den Alkoholtieren nur noch 20 Proz. am Leben, von den „abstinente“ dagegen noch 40 Proz. Bei den Meerschweinchen war das Ergebnis 66 zu 83 Proz. Ueberlebender. Was die Wirkung des Alkohols auf die Nachkommenschaft betrifft, so waren von den Jungen der Alkoholkoninchen am Ende des Versuchs nur 20 Proz., von den Jungen der mit Wasser versorgten dagegen 50 Proz. am Leben. Von den Jungen der Alkoholmeerschweinchen starben während der Versuchszeit 25 Proz., von den anderen nur 6 Proz. Was die zweite Generation anlangt, so waren die Nachkommen der Alkoholtiere bei der Geburt kleiner und entwickelten sich in den ersten Monaten langsamer als die zweite Generation der „Wassertiere“. Diese beiden Versuchserien sprechen dafür, daß der Alkohol selbst in kleinen Gaben die Nachkommenschaft schädlich beeinflusst und die Widerstandskraft gegen die Tuberkulose schwächt.

Physikalisches.

Die Wärme von A. Geigel. (Bücher der Naturwissenschaft. 10. Band. Nr. 5321—23 von Reclams Universal-Bibliothek. Preis 0,60 M.) Wie in der von uns seinerzeit (Unterhaltungsbldt 1910, Nr. 119) hervorgehobenen Abhandlung über „Licht und Farbe“, bewährt sich auch in vorliegender Arbeit der inzwischen leider verstorbene Verfasser als ein Popularisator von seltener Fähigkeit; die schwierigsten Probleme der theoretischen Physik werden in faßlicher und dennoch nicht verflachter Form vorgetragen. Wie er das gesamte Gebiet der Wärmelehre von den einfachsten Erscheinungen der Ausdehnung bis zu den schwierigsten Sätzen der Thermodynamik auf weniger als 200 Seiten eines Reclam-Bändchens unter Anwendung einfachster Mittel klar und erschöpfend auseinandersetzt, das macht ihm so leicht keiner nach. Das Werk, dem leider hier und da die letzte Feile fehlt, da dem Verfasser selbst nicht vergönnt war, das Manuskript für den Druck endgültig zu bearbeiten, ist in acht Kapitel gegliedert. Die vier ersten Kapitel über: Temperatur, Wärmemenge, Ueänderung des Aggregatzustandes und Ausbreitung der Wärme bilden das engere Gebiet der Wärmelehre. Hier werden die wichtigsten Erscheinungsformen der Wärme behandelt, ihre Wirkungsweise unter mannigfaltigsten Umständen in der Natur und im täglichen Leben untersucht. Das 5. Kapitel: Wärme und Arbeit enthält die Theorie der Wärme nebst ihren Anwendungen auf den Maschinenbau. Die zwei Hauptsätze der Thermodynamik, deren Entdeckung entschieden die bedeutendste wissenschaftliche Tat des verstorbenen Jahrhunderts auf dem Gebiete der Naturwissenschaften war, werden hier in einer Form vorgetragen, die ihre klare Erfassung für einen jeden ermöglicht, der nur über elementare mathematische Vorkenntnisse verfügt. Zwei weitere Kapitel über Erzeugung von Wärme und über Kosmische Wärme legen die Zusammenhänge zwischen Wärmeerscheinungen und anderen Naturkräften dar, während in der Schlußbetrachtung die Möglichkeit der Anwendung der gewonnenen Resultate auf das gesamte Weltall untersucht wird.

Dem Verfasser ist vorzüglich gelungen, die Verwendung der in der theoretischen Physik einmal unentbehrlichen mathematischen Zeichensprache auf das kleinste Maß zu beschränken. Hohes Lob verdient auch die Sprachgewandtheit, mit der sogar derartig schwierige Kapitel der Wärmelehre wie der Kreisprozeß Carnot oder die Kinetik der Gase leicht faßlich behandelt werden. Ein weiterer Vorzug des Werkes, den es mit den meisten übrigen Veröffentlichungen derselben Sammlung teilt, ist sein systematischer Charakter. Das Werk gibt sich als ein kleines Lehrbuch aus und kann daher allen denen besonders empfohlen werden, die auf ihre systematische Durchbildung in Sachen der Naturwissenschaft größeren Wert legen. Die Darstellung wird durch mehrere Textzeichnungen, 4 Tafeln und ein ausführliches Namen- und Sachregister nicht unwesentlich unterstützt.

V. Th.

Verantw. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag:

Erwärts-Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW,